

WURDACK
VERLAG

Science Fiction

In dieser Reihe sind bisher erschienen:

Deus Ex Machina

Walfred Goreng

Überschuss

Golem & Goethe

Entheete

Tabula rasa

Lazarus

Die Zyanid Connection

Andrade

In Vorbereitung:

S.F.X

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Buches darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags oder des Autors reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Originalausgabe

SF-Reihe Band 9

(c) 2007 WurdackVerlag, Nittendorf

www.wurdackverlag.de

Covergrafik: Ernst Wurdack

Lektorat: Dieter Schmitt und Ernst Wurdack

Gedruckt in Deutschland

ISBN 10: 3-938065-25-7

ISBN 13: 978-3-938065-25-9

Armin Röβler

ANDRADE

Science Fiction
Roman

Der Scherenbaum erwachte zu neuem Leben.

Paul fröstelte. Er liebte diesen Platz, tagsüber und am Abend, während die Sonne langsam unterging. Bevor es gefährlich wurde.

Es begann mit einem feinen Klicken, kaum hörbar. Die Blätter raschelten, erst leise und sanft, bald lauter. Die Äste berührten sich, zögerlich, fordernder, dann schlugen sie hart aufeinander. Wie Scheren aus Metall, die sich rasend schnell öffneten und schlossen. Ein bedrohliches Geräusch. Eine Warnung, so unmissverständlich, dass sie jeder begriff.

Paul wusste, dass es Zeit war, für heute Abschied zu nehmen. Es fiel ihm schwer. Er schaute noch einmal hinüber zum Grab, zu dem schlichten Holzkreuz, das die Männer in die frisch aufgeschüttete Erde gebohrt hatten. Der Pater war tot. Und er selbst musste nun gehen. Obwohl es ihn schmerzte, mehr als alles andere.

Das Klappern der Äste hatte sich längst zum Inferno gesteigert. Es klang, als tobe über ihm ein wilder Sturm, eine Urgewalt, die alles an sich riss und es mit Wucht wieder von sich schleuderte. In diesen Momenten wirkte der Scherenbaum auf Paul wie ein Lebewesen, das sich in einem unkontrollierten Wutausbruch die Seele aus dem Leib schrie.

Er blickte noch einmal zum Grab des Paters, auf das Ende seines bisherigen Lebens. Paul schämte sich nicht, als er die Tränen spürte. Jetzt waren sie angebracht. Später würde keine Zeit mehr für Trauer bleiben.

Dann spürte er einen anderen Schmerz. Einen Stich in seiner Schulter, so winzig, dass er kaum in sein Denken eindrang. Etwas bohrte sich durch seine Haut, tief ins Fleisch hinein, alarmierte ihn, weckte ihn aus seinen trüben Gedanken.

Er sprang auf, weil er endlich begriff. Der Scherenbaum hatte ihn als Opfer auserkoren. Paul blieb nur die Flucht. Im tosenden Lärm der Äste rannte er davon, so schnell er konnte. Er merkte, dass ihn etwas am Rücken berührte, doch der Schmerz blieb aus. Die Fruchtkapsel des Baums hatte es offensichtlich nicht geschafft, den Stoff seiner Jacke zu durchdringen und ihre feinen Tentakel in seine Haut zu schlagen. Paul hastete weiter, zwanzig, dreißig, fünfzig Meter. Vorbei am Grab, nur weg von diesem Ort.

Sobald die Sonne untergegangen war, schossen die Scherenbäume ihre Fruchtkapseln auf alles, was sich bewegte. So befahl es ihnen die Natur. Paul wusste das, deshalb war er auch jedes Mal rechtzeitig wieder aufgebrochen. Nur heute hatten der Tod des Paters und der Anblick des Grabes, die Endgültigkeit dessen, was geschehen war, ihn diese Tatsache vergessen lassen. Er war in letzter Sekunde geflüchtet, fast zu spät.

Vielleicht zu spät. Er hielt keuchend an, weit genug vom Scherenbaum entfernt. Doch der Schmerz brannte wütend in seiner Schulter. Paul wurde schwarz vor Augen. Er musste sie schließen, um sich konzentrieren zu können. *Etwas ist zurückgeblieben.* Er spürte ein Pochen, ein leises Vibrieren. Es kam aus ihm, aus seinem Körper.

Paul biss die Zähne zusammen, um nicht schreien zu müssen. Der Tentakel, nichts anderes konnte es sein, steckte in seiner Schulter. Und er bohrte sich immer tiefer in sein Fleisch. Breitete sich aus. Irgendwann würde er überall sein. Paul hatte von solchen Fällen gehört. Die Anschaulichkeit, mit der ihm der Pater die Leiden der Opfer beschrieben hatte, ließ ihn frösteln. Trotzig sagte er sich dann, dass ihm das nie passieren würde. Der Scherenbaum war sein Baum, bei ihm fühlte er sich geborgen.

Jetzt war der Pater tot, und Paul würde es vielleicht auch bald sein.

Er kämpfte gegen den Schmerz an, verdrängte die Gedanken an die Vergangenheit. Er musste in die Mission. Dort mochte es Hilfe geben. Ein Medikament. Etwas, das ...

Es ist zu spät, hämmerte es in Pauls Kopf. *Du stirbst.*

Der Schmerz wurde mit jeder Sekunde stärker. Paul zitterte. Vor seinen Augen tanzten bunte Farben. Er verlor zunehmend die Kontrolle über seinen Körper. Trotzdem bemerkte er, dass sich seine Beine noch bewegten. Er konzentrierte sich darauf, versuchte, sie an den richtigen Ort zu lenken.

Es war nicht weit. Der kleine Friedhof, an dessen Rand Pauls Scherenbaum wuchs, lag nur wenige Meter hinter den letzten Häuserblöcken von Basis-2. Die Mission befand sich ebenfalls in diesem Bezirk. Paul erinnerte sich daran, wie das kleine Heim des Paters mitten zwischen die Unterkünfte der Militärs gepflanzt worden war. Damals war er noch ein kleiner Junge gewesen. Dass er dann dort eine Heimat fand, war ein Zufall gewesen. Eigentlich wollte er den

Pater nur bestehlen. Doch statt ihn streng zu bestrafen oder gar den Behörden zu übergeben, hatte der Mann mit ihm geredet. Lange und mit einer tiefen Ernsthaftigkeit, die Paul bis zu diesem Zeitpunkt noch niemand geschenkt hatte. Also war er geblieben.

Paul schwankte, fiel, rappelte sich wieder auf. Lief weiter, fiel erneut. Kam auf die Knie, schließlich auf die Füße. Stöhnte, schrie. Lief.

»Was ist mit dir?«

Die Stimme kam Paul vertraut vor. Er sah längst nur noch wandernde Schlieren, die sich vor seinen Augen einen bizarren Wettlauf lieferten.

»Was ist mit dir?«, fragte die Stimme wieder.

Er wusste, dass er antworten sollte. Aber er konnte nicht. Seine Zunge war unendlich schwer geworden. Der Schmerz verhinderte, dass er die Worte formen konnte, die er sagen wollte.

»Bist du auf Glas?«

Wenn der andere glaubte, dass er lediglich unter Drogen stand, würde er ihn hier auf der Stelle liegen lassen. Das würde seinen sicheren Tod bedeuten.

»Der Scherenbaum«, krächzte er mit letzter Kraft. »Ich ...«

Dann drehte sich alles um ihn herum. Oben war unten und umgekehrt. Er fühlte sich wunderbar leicht.

Monterubin, ein Koloss von einem Mann, saß unbeweglich hinter den Kontrollen. »Bist du bereit, Junge?«, fragte er so ruhig, als starteten sie gerade zu einem gemütlichen Sonntagsausflug.

Niko Bain nickte, was der andere Riker vor ihm natürlich nicht sehen konnte. »Ja«, fügte er deshalb hastig an. »Vollkommen bereit.«

»Nicht dein erster Flug, oder?«, fragte Monterubin, während er das tropfenförmige kleine Schiff hart beschleunigen ließ. Selbstverständlich wusste Monterubin, der ungekrönte König aller Riker, die sich in diesem System herumtrieben, dass Niko trotz seiner Jugend bereits über ausreichend Erfahrung verfügte. Sonst hätte er ihn garantiert nicht als Ersatz für seinen Co-Piloten an Bord genommen. Niko vermutete, dass ihn der Mann nur ablenken wollte. »Ich habe keine Angst«, sagte er entschieden. »Es ist nicht notwendig ...«

»Was notwendig ist, entscheide hier ich«, brummte Monterubin. In seinem schwarzen, ledernen Overall, den seine massige Statur eindrucksvoll ausfüllte, und dem Paar gleichfalls schwarzer Schaftstiefel machte er einen beinahe bedrohlichen Eindruck. Aber Niko besaß Mut.

Er hatte tatsächlich keine Angst. Weder vor dem Flug zum Todesmond noch vor Monterubin persönlich.

Der Riker steuerte das Schiff schweigend vom Planeten weg. Er vermied es geschickt, den Militäreinheiten, die vereinzelt im System kreuzten, in die Quere zu kommen. Ihre Macht war lächerlich gering, bedingt durch ihre bescheidene Anzahl, die sich obendrein von Jahr zu Jahr weiter verringerte. Aber auch die Gesetzeslage gab dem Militär kaum eine Handhabe, die Riker an ihrem Tun zu hindern. Dazu hätte schon ein Unglück geschehen müssen, bei dem Unbeteiligte zu Schaden kamen. Doch das war bislang nicht passiert. Niko wusste, dass sie das hauptsächlich, vielleicht sogar ausschließlich den Ments zu verdanken hatten, die in der Station darüber wachten, dass die Strahlen des Todesmondes nicht bis zum Planeten durchdrangen. Um die waghalsigen Riker kümmerten sich die Ments dagegen nicht: Seit vor zehn Jahren die ersten Riker hier aufgetaucht waren, hatte es einhundertvierundachtzig Tote gegeben. Allerdings nicht unter der Bevölkerung des Planeten. Damit waren den Militärs die Hände gebunden. Einen Selbstmord konnten sie niemandem verbieten.

»Bist ein vorlauter Bursche, Bain«, unterbrach Monterubin seine Gedanken. Niko erwiderte lieber nichts. Er hatte sich mit seinen letzten Worten schon weit genug aus dem Fenster gelehnt.

»Allerdings nicht untalentierte, wie ich höre.«

Niko nickte nur, gab aber immer noch keine Antwort.

Das Schiff schoss jetzt mit Maximalgeschwindigkeit in Richtung Todesmond. Es war nur zehn Meter lang und an seiner höchsten Stelle vier Meter hoch. Fast der gesamte Platz im Inneren wurde vom Antrieb ausgefüllt. Es gab keine Waffen und lediglich Raum für zwei Mann Besatzung, die sich auf ihren Sitzen eng hintereinander drängten, von unzähligen Instrumenten umgeben, die sie für den Flug benötigten.

»Es ist natürlich etwas anderes«, sagte Monterubin wie zu sich selbst, »ob man nur der zweite Mann an Bord ist oder selbst auf dem Pilotensitz die wichtigen Entscheidungen trifft. Ich will deine Leistungen nicht zu gering einschätzen, Bain, aber noch hast du dich nicht wirklich bewährt.«

Niko atmete tief durch. Was wollte ihm Monterubin damit sagen?

»Ich könnte mir vorstellen, dich einmal fliegen zu lassen.«

Er war sprachlos. Das hatte er nicht erwartet.

»Nicht heute natürlich«, schränkte Monterubin sofort ein. »Heute geht es um zu viel.«

Niko wusste um den Einsatz, der im Topf lag. Die beiden Riker, die Monterubin zu diesem Flug herausgefordert hatten, waren bereit gewesen, eine Unsumme aufs Spiel zu setzen. Umso verwunderlicher, dass ausgerechnet er als Ersatz für Monterubins Co-Piloten einspringen durfte. Für ihn selbst war das ein kaum fassbarer Glücksfall – wenn alles glatt ging.

»Mach deine Sache gut«, sagte der Riker. Es war vermutlich als Aufmunterung gemeint, aber es klang gleichzeitig wie eine Drohung. Denn Versagen konnte den Tod bedeuten.

»Ich werde mein Bestes geben.« Er versuchte, seiner Stimme einen festen Klang zu verleihen, obwohl er jetzt doch innerlich vor Aufregung zitterte.

»Wollen wir hoffen, dass es ausreicht, Bain. Nach dem Flug sehen wir weiter.«

Falls es ein Nachher gibt, dachte Niko. Auch wenn an Monterubins Seite eigentlich nichts schiefgehen konnte, blieb bei diesen Abenteuern immer eine Spur der Ungewissheit. Genau das machte sie so reizvoll. Heute, bei seinem zwölften Flug zum Todesmond, stand besonders viel auf dem Spiel. Mehr als je zuvor. Auch für die beiden Herausforderer, die sich deshalb umso mehr anstrengen würden, den großen Monterubin zu schlagen

Der Riker peitschte das Tropfenschiff weiter vorwärts. »Wie sieht es aus, Bain?«

Niko begriff, dass die Unterhaltung beendet war. Jetzt begann der Einsatz für ihn wirklich. Er warf einen schnellen Blick auf die Anzeigen. Die zwei anderen Riker hatten völlig unterschiedliche Routen gewählt. Gemeinsam war allen dreien nur der exakt zeitgleiche Start vom Raumhafen am Rand von Basis-2.

»In Ehmigs Weg lagen bislang noch keine Militärschiffe«, sagte er.

»Er hat die Spitze?«

Niko verstand: keine Ausreden, um Monterubin zu besänftigen. Er musste sofort auf den Punkt kommen, mit allem, was er sagte.

»Er liegt derzeit sogar ordentlich in Front. Scornier dagegen ist deutlich abgeschlagen. Er wird uns nicht mehr gefährlich werden. Zu viel Verkehr, zu wenig Maschinenkraft, so wie ich das sehe.«

»Ehmigs Route?«

»Er hat Glück. Das einzige Wachschiff, das ihm normal im Weg wäre, verspätet sich deutlich. Darauf muss er keine Rücksicht mehr nehmen.«

»Mistkerl. Hat es doch tatsächlich geschafft, einen Soldaten zu bestechen.« Monterubin knurrte wütend. Dann sagte er: »Respekt.«

Es war keine gute Empfehlung für Nikos Zukunft, wenn ausgerechnet er bei Monterubins erster Niederlage assistierte. »Was können wir tun?«, fragte er, während er auf den Anzeigen sah, dass der Tropfen bereits mit Vollschub durchs All raste.

Monterubins Finger trommelten einen quälend langsamen Rhythmus aufs Instrumentenpult. »Keine Idee, Bursche?«

Niko überlegte krampfhaft, doch ihm wollte nichts einfallen. Und langsam wurde es eng. Es war nicht unbedingt das Ziel des Wettbewerbs, als Erster den Todesmond zu erreichen. Stattdessen wurde peinlich genau angemessen, welches Schiff dem Mond am nächsten kommen konnte, ohne dabei selbst die tödliche Welle auszulösen. Genau das war das entscheidende Kriterium. Natürlich musste man auch den Rückweg heil überstehen. Ohne wieder bei Basis-2 gelandet zu sein, wurde man nicht zum Gewinner des Duells.

Niko starrte ratlos auf sein Pult. Folgte dem Kurs von Ehmigs Tropfen, der dieses Rennen zu gewinnen schien. Verlängerte ihn im Geist. Sah etwas. Machte sich hektisch an den Instrumenten zu schaffen.

Das blieb Monterubin nicht verborgen. »Was tust du?«, wollte er wissen.

Niko quetschte nur ein »Moment« zwischen den Zähnen hervor.

Die kleine Boje schwebte mitten im Raum. Gut, dass er sich immer ordentlich auf die Flüge vorbereitete. So wusste er, dass das nur zwei Meter durchmessende Objekt Teil eines alten, inzwischen außer Betrieb genommenen Warnsystems war, mit dem man einst versucht hatte, die Vorwarnzeiten vor den Angriffen vom Todesmond zu verkürzen. Niko hatte doppelt Glück: Es gelang ihm mühelos, die Steuerung des primitiven Computers zu übernehmen. Und kurz darauf stellte er fest, dass die Kommunikationseinrichtungen der Boje noch funktionierten.

»Nicht erschrecken«, sagte er. »Gleich wird die Hölle los sein. Einfach weiterfliegen, alles ignorieren.« Er aktivierte den Funkspruch, der in derselben Sekunde die Boje verließ. Ein Grinsen schlich sich auf sein Gesicht. Im ganzen System würden in diesem Moment die Alarmsirenen schrillen. Er stellte sich Ehmigs Zorn vor, wenn ihm ausgerechnet jetzt, in dem Moment, in dem er dem Triumph so nahe war, die Warnung entgegenschallte.

»Hast du das ausgelöst?«, fragte Monterubin nur.

Niko konnte sehen, dass Ehmigs Tropfenschiff im gleichen Augenblick langsamer wurde. Die Anzeigen verrieten, dass er heftig Gegen Schub gab. Er war auf den Trick hereingefallen. Monterubin hatte nicht abgebremst. »Du bist wirklich ein schlauer Bursche«, sagte er. Ihrem Sieg stand nun nichts mehr im Wege.

Sie erreichten die kritische Grenze zum Todesmond als Erste – weit vor den beiden anderen Tropfen, kurz bevor die tödliche Welle ausgelöst wurde. Damit wurde es für die Konkurrenten unmöglich, noch näher heranzukommen. Niko konnte die Welle selbstverständlich nicht sehen, aber er las die Gefahr am Ausschlagen seiner Instrumente ab. Wie immer lief ihm in diesem Moment ein Schauer über den Rücken. *Jetzt ein Defekt des Triebwerks. Ein unvorhergesehenes Ereignis. Etwas ...*

Monterubin flog wie der Teufel persönlich. Und die Welle jagte ihnen hinterher.

»Jetzt.«

Rhode Marotta gab den Befehl, Vin Ellis gehorchte.

Der Ment schloss die Augen und öffnete seinen Geist. Er benötigte keine Sekunde, um sich zu orientieren. Ellis sah, und er fühlte. Die tödliche Welle raste heran. Sie bestand aus purem Hass. Ihre Spur, ein Korridor, der sich kegelförmig ausbreitete, verfärbte die Schwärze des Weltraums von einem Moment auf den anderen blutrot. Ellis glaubte zu spüren, wie das All unter dieser Wucht vibrierte. Er wusste, dass das Unsinn war. Und doch ...

Noch war die Welle nicht heran. Das gab ihm Zeit, nach den Rikern Ausschau zu halten. Drei dieser Wahnsinnigen hatten es heute gewagt, sich dem Todesmond zu nähern. Ihre winzigen Schiffe, teuflisch schnell und unerhört wendig, leuchteten in Ellis' Wahrnehmung grün. Einer von ihnen musste den Fehlalarm ausgelöst haben, der eben noch kurzfristig für Verwirrung im System gesorgt hatte. Natürlich hatte es sich nur um einen Trick gehandelt, um die beiden anderen Riker zu irritieren. Ein guter Einfall – aus der Sicht dieser Verrückten.

Rasch rekonstruierte Ellis aus den vorliegenden Daten ihre Flugbahnen. Einer der Riker hatte beinahe die kritische Distanz unterschritten, die beiden anderen hatten es nicht so weit geschafft. Grundsätzlich respektierten sie keinerlei Anweisungen, auch nicht die strikte Anordnung, den Todesmond überhaupt nicht mehr anzu-

fliegen. Marottas Worte verhallten ohne Resonanz. Das lag an den fehlenden Druckmitteln: Dem Leiter der Station waren angesichts der geringen militärischen Präsenz im System die Hände gebunden. Immerhin scheuten sich die Riker noch, die Welle selbst auszulösen. Sie warteten nur, bis diese von allein kam.

Ellis verfolgte den Weg eines der Riker. Mehr als nur einmal hatte er sich schon gewünscht, selbst in einem der atemberaubend schnellen Schiffe zu sitzen und es zu lenken, so widersinnig das auch war. *Du stehst auf der anderen Seite*, sagte ihm sein Gewissen dann. Zwar waren die Riker nicht der Feind. *Aber sie sind ein Ärgernis*. Trotzdem bewunderte Ellis diese tollkühnen Piloten.

Er sah, dass die Riker es schaffen würden. Sobald die Schiffe einmal ihre Maximalgeschwindigkeit erreicht hatten, konnte die Welle sie nicht mehr einholen. Kritisch war lediglich der eine Moment, in dem sie die erlaubte Distanz zum Todesmond fast unterschritten. Unter Rikern gehörte es zum besonderen Nervenkitzel, so nahe wie nur möglich an den Trabanten heranzufiegen. Das ging meist gut, manchmal aber auch furchtbar schief. Ellis hatte es schon miterlebt, mehr als einmal. Er hatte die Schreie der sterbenden Piloten hören können. Dann wünschte er sie für das, was sie taten.

Doch heute würde niemand sterben. Die Welle kam heran, Ellis stellte ihr seine Barriere entgegen – noch weit vor der Station und weit genug vom Planeten entfernt, den sie schützten. Er spürte, dass die anderen Ments ebenfalls aktiv wurden. Ihr Geist vereinigte sich, und ihre gemeinsamen Kräfte bauten sich, einer undurchdringlichen Mauer gleich, vor der Welle auf. Sie brandete hart gegen den Schirm. Kurz befürchtete Ellis, dass sich doch eine Lücke auftun könnte. War da nicht ein leises Flackern? Zeit für die *stille Reserve*? Nein. Die Barriere hielt. Die tödliche Welle prallte wirkungslos von ihr ab.

Dann war es vorbei. Die Urgewalt verebbte, die Gefahr existierte nicht mehr. Ellis öffnete die Augen und atmete erleichtert auf. Er wischte sich feine Schweißperlen von der Stirn. So souverän er seinen Beitrag zur Abwehr des Angriffs geleistet, und so sehr ihn dabei das altbekannte Hochgefühl durchströmt hatte – jetzt fühlte er die Erschöpfung. Jeder Einsatz dieser Art zehrte nicht nur an seinen geistigen, sondern auch an seinen körperlichen Kräften. Doch die Ruhepausen würden nicht größer werden. Die Attacken des Todesmondes kamen in einer beängstigenden Regelmäßigkeit.

»Die drei Riker sind entkommen. Unbeschädigt.« Das war Mikkelsen, der an den konventionellen Ortungsgeräten saß.

Marottas Antwort klang barsch. »Interessiert mich nicht. Status auf der Station?«

Ellis hörte die Stimmen wie durch Watte. Er musste sich hinlegen. Schlafen. Trotzdem harrete er noch in seinem Sessel aus. Er war gespannt, in welche Richtung sich der Ärger des Kommandanten entladen würde.

»Alle Werte im grünen Bereich«, antwortete Mikkelsen, der sich durch nichts aus der Ruhe bringen ließ. Ellis konnte aus seinen Worten förmlich hören, wie er sanft lächelte. »Es ist nichts durchgekommen. Weder zur Station noch zum Planeten. Im Moment des Aufpralls blieb die Barriere stabil. Allerdings ...«

»Nicht ganz«, blaffte Marotta. »Sie haben das kurze Flackern bemerkt, oder?«

Mikkelsen nickte. »Das Phänomen ist bekannt. Die Qualität der mentalen Strahlung verändert sich langsam, fast unmerklich. Wir ...«

»Dauer?«

Ellis beugte sich gespannt vor, während Mikkelsen die Daten ablas. Er hatte das Flackern natürlich auch wahrgenommen. Es war nicht das erste Mal gewesen. Seit einigen Wochen stellte es sich bei jeder Attacke ein, die vom Todesmond kam. Keiner der Ments zeigte sich deshalb jedoch sonderlich beunruhigt, wie er aus den Gesprächen mit den anderen erfahren hatte. Sie trauten sich alle zu, die Barriere auch weiterhin stabil zu halten und sowohl die Station als auch den Planeten vor der tödlichen Welle zu schützen. Und falls die Lage tatsächlich eines Tages kritisch werden sollte, gab es immer noch die *stille Reserve*. Auch wenn Ellis davor beinahe mehr Angst hatte, als vor den Angriffen der seltsamen Wesenheit, deren Motivation bis heute niemand verstehen konnte. *Über die wir eigentlich nichts wissen, nicht das Geringste.*

»Weniger als eine Sekunde.«

»Genauer.«

Marotta war regelrecht besessen, was diese minimale Störung anging. Der Kommandant stand jetzt bei Mikkelsen und schaute ihm über die Schulter. Er war eine imposante Erscheinung mit seinen fast zwei Metern Größe. Im Moment konnte er seinen Zorn noch mühsam beherrschen. Oft aber brach diese Wut unkontrolliert aus ihm heraus.

»0,8347 Sekunden.« Mikkelsen konnte so leicht nichts erschüttern, nicht einmal Marotta. Der Soldat an den Ortungsgeräten war auch in diesem Augenblick die Ruhe selbst.

»Das ist ...«

»... 0,0002 Sekunden mehr als bei der letzten Attacke.«

»Die sich ...«

»... vor genau sechsundzwanzig Stunden, achtunddreißig Minuten und vierundfünfzig Sekunden ereignet hat.«

»Der Rhythmus hat sich nicht verändert.«

»Nur die Dauer des Flackerns erhöht sich stetig, wenn auch minimal«, bestätigte Mikkelsen.

Marottas Finger krallten sich in das Polster des Sessels, in dem Mikkelsen saß. Aber der Zorn war aus seiner Stimme verschwunden.

»Wann?«, fragte er.

Mikkelsen zuckte mit den Schultern. »Wann – was?«

»Wann das Flackern zu einer Gefahr für uns wird«, mischte sich Ellis ein. »Wann die Barriere instabil wird.« Es war nicht seine Art, sich in den Vordergrund zu drängen. Eigentlich hatte er den Mund halten wollen. Aber jetzt war es heraus.

Das Gesicht des Kommandanten verdüsterte sich. Seine buschigen Augenbrauen zogen sich zusammen, sodass sie eine wellige Linie bildeten. »Richtig ... Ellis, richtig.« Er schnaufte. »Sie haben es gehört, Soldat. Wo bleibt die Antwort?«

»Das wird ...«

»... hoffentlich nicht allzu lange dauern. Beten Sie, falls Sie an einen Gott glauben, dass Sie mir das Ergebnis schneller vorlegen, als die Macht auf dem Todesmond die Barriere überwindet.«

»Und dann?« Ellis fragte sich, was heute mit ihm los war. Forderten die regelmäßigen Einsätze langsam ihren Tribut? Wurde er zu müde, brauchte er eine längere Erholung? *Schlechter Zeitpunkt*, dachte er.

Marotta zog die Augenbrauen hoch. »Dann haben wir ein Problem, Ment Ellis. Dann müssen wir darüber nachdenken, was wir tun können, um uns zu schützen, und vor allem natürlich alle Lebewesen in diesem System. Dann müssen wir vielleicht zum letzten Mittel greifen, das uns noch bleibt.«

Die stille Reserve, dachte Ellis. Aber dieses Mal hatte er sich im Griff und blieb stumm.

»Andrade?«, sagte Mikkelsen. »Sie wollen ihn wieder einsetzen?«

Der Soldat hatte Angst. Das war kein Wunder: Vin Ellis hatte ebenfalls Angst. Er war damals dabei gewesen.

Freda Bendit stand vor dem Grab des Paters. Ein schlichter Gedenkstein, der seinen Namen und das Datum seines Todes trug. Wann der Pater geboren worden war, wusste niemand. Davor eine einzelne Blume, die sie vorgestern hier niedergelegt hatte, eine Rheso, deren rötliche Blüten schon verblassten. Auch die Blätter waren welk geworden, trotz oder vielleicht auch gerade wegen des allgegenwärtigen Regens. Sie würde eine neue mitbringen müssen, wenn sie das Grab das nächste Mal besuchte. Falls ihr das überhaupt noch möglich sein würde.

Du solltest dich nicht selbst belügen. Freda schüttelte den Kopf. Es würde kein nächstes Mal geben.

Sie blickte hinüber zum Scherenbaum, der am Rand des Friedhofs stand, und musste an Paul denken, der eine ganz besondere Beziehung zu diesem Baum gehabt hatte. *Ob er jemals wieder erwacht?*, fragte sie sich. Wenn sie ehrlich zu sich selbst war, hatte sie den Glauben daran fast verloren. Natürlich *wollte* sie, dass er endlich das Bewusstsein wiedererlangte. Aber die Hoffnung hatte sie eigentlich längst aufgegeben.

»Paul ...«

Er war immer ein bisschen seltsam gewesen. Von seinen Eltern hatte er nie gesprochen. »Ich kenne sie nicht«, sagte er stets, wenn sie ihn danach fragte. Freda glaubte, dass das gelogen war. Aber mehr ließ er sich nicht entlocken. Da half alles Drängen nichts.

Paul war in der Mission aufgewachsen, der Pater war ihm Mutter und Vater zugleich gewesen. Freda wusste es nicht genau: Doch aus dem Wenigen, was ihr Paul und der Pater erzählt hatten, war sie zu der Erkenntnis gelangt, dass Paul mit sieben Jahren in der Mission gelandet sein musste. Als das Unglück geschah, war er zehn Jahre älter gewesen. Doch statt sich freiwillig zur Flotte zu melden, mit den Rikern das Abenteuer im All zu suchen oder irgendeinen anderen Unsinn anzustellen, lag er im Koma. Seit einem Jahr. Nichts hatte sich an seinem Zustand verändert. Nicht das Geringste. Und niemand wusste, was eigentlich genau geschehen war. Fredas eigene Untersuchung hatte ergeben, dass Paul von einer Fruchtkapsel des Scherenbaums getroffen worden war. Eine Verletzung, die eigentlich tödlich sein musste. Paul war nicht bei Bewusstsein, aber er lebte. Was

unterschied ihn von den anderen Opfern des Scherenbaums? Darüber hatte sie nichts herausfinden können.

»Paul ...«, sagte sie wieder. Ihre ganze Hilflosigkeit lag in diesem einen Wort. Er würde sterben, und sie konnte nichts dagegen tun.

Sie schloss die Augen, dachte noch einmal kurz an den Pater, drehte sich dann um und ging. Freda Bendit hatte die Mission einst aus reiner Neugier aufgesucht. Sie war nie besonders gläubig gewesen, aber dieser Ort hatte sie auf eine Art und Weise angezogen, die auch für sie selbst nur schwer in Worte zu fassen war. Der Pater hatte sie in seiner Mission empfangen, wie er das mit jedem anderen tat, und keine überflüssigen Fragen gestellt. Seine Art, wie er mit ihr gesprochen hatte, war immer unaufdringlich gewesen. Sie hatte aus diesen Gesprächen Kraft geschöpft, die ihr im Alltag half. Bald hatte sich Freda in der Mission heimisch gefühlt. Der Pater lag ihr am Herzen, weil sie ihm dankbar war. Sie unterstützte ihn, wo sie konnte. Und natürlich war auch Paul ein Grund für ihre regelmäßigen Besuche dort. Der stille Junge, der am liebsten gedankenverloren in den Himmel starrte. Freda wollte herausfinden, was in ihm vorging. Sie hatte es nie erfahren. Nicht einmal andeutungsweise.

Der kleine Friedhof befand sich nicht weit hinter den letzten Häuserblöcken von Basis-2. Dort lag auch die Mission, zu der sie jetzt ging. *Vielleicht mein letzter Besuch.* Sie fürchtete sich davor. Der Abschied von Paul war auch ein Abschied von dieser Stadt und dem ganzen Planeten – von ihrem kompletten bisherigen Leben.

Geboren in Basis-2, gelebt in Basis-2 ...

Immer mehr Truppen wurden von dieser Welt abgezogen, hin zu den neuen Krisenpunkten draußen im Weltall, an denen das Militär dringlicher benötigt wurde. Jetzt war auch Freda Bendit an der Reihe. Im Hospital, in dem sie arbeitete, gab es ohnehin praktisch nichts mehr zu tun. Anderswo schon.

Sie hatte versucht, sich zu trösten: Auf dieser Welt wurde es ohnehin zu gefährlich. Nicht wegen der Kotmun. Die hatten in diesem Sektor der Galaxis lange nichts mehr von sich hören lassen. Die Fronten des Krieges befanden sich heute weit weg. Viele Menschen sorgten sich wegen des Todesmondes. Eines Tages würde er das Leben auf diesem Planeten auslöschen. So hieß es, auch von offizieller Seite. Trotzdem konnte sich Freda nicht mit dem Gedanken anfreunden, von hier Abschied zu nehmen. Sie wollte bleiben, war aber in ihrer Entscheidung nicht frei.

Freda ging langsam durch den stetig herabfallenden Regen, ließ den Friedhof hinter sich, erreichte den Rand der Stadt. Ihr wurde bewusst, wie sehr sich Basis-2 verändert hatte. Sie konnte sich noch gut an früher erinnern. Damals waren hier praktisch nur Soldaten gewesen, außer ihnen und ihren Familien hatte niemand auf dem Planeten gelebt. Das war auch einige Zeit nach dem einzigen Angriff der Kotmun auf das System noch so geblieben. Doch dann häuften sich die Meldungen aus anderen Krisenregionen, dass dort erbittert gekämpft wurde. Ein Soldat nach dem anderen wurde abgezogen, ein Schiff nach dem anderen verließ Basis-2 und verschwand auf Nimmerwiedersehen in den Tiefen des Alls. Dafür kamen andere. Die Riker, die das Abenteuer und den Nervenkitzel suchten. Hier fanden sie ihn. Nichts war so gefährlich wie ein Flug zum Todesmond.

Eines hatte sich allerdings nicht geändert: Die Ments, diese kleine Schar von Menschen, die auf Freda Bendit immer einen unheimlichen Eindruck gemacht hatten, obwohl sie keinen einzigen persönlich kannte, waren hiergeblieben, sorgten für die Sicherheit und wehrten auch weiterhin Angriff um Angriff ab. Präzise wie Maschinen. Freda fragte sich oft, ob die Ments noch Menschen waren. Die unheimlichen Fähigkeiten dieser sonderbaren Lebewesen weckten Furcht in ihr. Die Ments hinter sich lassen zu können, war vielleicht der einzig wirklich positive Aspekt am Abschied von Basis-2.

Die Häuser, die sie jetzt passierte, machten keinen guten Eindruck. Hier lebten schon lange keine Soldaten mehr. Das Militär hatte seine Quartiere inzwischen in unmittelbarer Nachbarschaft des kleinen Raumhafens. *Allzeit bereit*, dachte Freda. Und das, obwohl niemand ernsthaft mit einem neuerlichen Angriff der Kotmun auf das System rechnete.

Im Gefolge der Riker waren dafür Menschen und Angehörige anderer Völker aus allen Winkeln der Galaxis nach Basis-2 gekommen. Wer das Risiko nicht scheute, hatte sich hier niedergelassen und genoss den Nervenkitzel der Welle des tödlichen Hasses, die fast täglich vom Todesmond losgeschickt wurde.

Freda näherte sich der Mission, einem kleinen, unscheinbaren Gebäude zwischen zwei hohen Häuserblöcken. Die Tür stand offen. Obwohl der Pater nicht mehr lebte, kamen immer noch viele hierher. Weil sie kein Zuhause hatten oder sich hier einfach geborgener fühlten als anderswo. Freda sah Rother, den dreiäugigen Thaji, der vor einem

uralten Bildschirm saß und vermutlich wieder im beträchtlichen Fundus der digitalen Bibliothek des Paters stöberte. Einen Raum weiter waren der immer fröhliche Lockenkopf Trewas und Moseyl, der Coparr, in ein Gespräch vertieft. Freda nickte allen freundlich zu, verspürte aber keine Lust, sich mit einem von ihnen zu unterhalten. Ihr Ziel lag ein Stockwerk höher.

»Ich hatte nicht mehr mit dir gerechnet«, sagte Niko. Der junge Riker saß am Fuß des Bettes, in dem Paul seit einem knappen Jahr lag.

»Hast du mich vermisst, Bain?« Freda konnte den Burschen nicht leiden. Das ließ sie ihn auch spüren. Schön und gut, dass er sich ebenfalls um Paul kümmerte, wenn er die Zeit dafür fand. Aber sein arrogantes Gehabe ging ihr auf die Nerven. Er hielt sich für unschlagbar klug – und war gerade einmal halb so alt wie sie.

»Natürlich«, sagte er.

Sie ignorierte ihn. Stattdessen konzentrierte sie sich auf die Anzeigen der Medo-Einheit, die Paul am Leben hielt. *Unverändert.*

»Wir müssen reden«, sagte Niko.

»Lass mich in Ruhe, Bain. Verschwinde.« Sie reagierte heftiger, als sie es beabsichtigt hatte. Der Riker konnte schließlich nichts dafür, dass Freda Basis-2 morgen verlassen würde. Und er trug auch nicht die Schuld, dass Paul unweigerlich sterben würde. Hier in diesem trostlosen Zimmer.

»Haben wir damals falsch gehandelt?«, fragte sie unvermittelt. »Hätten wir ...« Sie verstummte.

»Das Hospital?« Niko Bain wusste, was Freda sagen wollte. Er schüttelte den Kopf. »Niemand weiß es besser als du: Sie hätten ihn nicht aufgenommen. Oder ihm nicht geholfen. Du hast selbst gesagt ...«

Sie hasste die Wahrheit, aber sie hatte diese Antwort herausgefordert. »Vielleicht ...«

»Nein, Freda, absolut nein. Erinnerst du dich an unsere Überraschung, als wir herausfanden, dass Paul nicht registriert ist? Dass er in den offiziellen Daten überhaupt nicht existiert? Vielleicht hätte das den Ehrgeiz der Ärzte angestachelt – aber höchstens ihren Forschungseifer. Sie hätten ihn nicht gerettet. Sie hätten keinen Finger für ihn gekrümmt. Versucht, seine Identität zu klären. Mehr aber nicht.«

»Ich ...«

Der Riker war jetzt aufgestanden und baute sich vor ihr auf. In seiner schwarzen Ledermontur, die er Tag und Nacht trug, wirkte er beinahe

so, wie er immer vorgab zu sein. »Das hier war die beste Lösung für ihn. Wenn du nicht den Medo organisiert hättest, wäre Paul längst tot.«

Fredas Augen brannten. Sie fühlte, dass sie jeden Moment anfangen würde zu weinen. Eine Blöße, die sie sich nicht ausgerechnet vor Niko Bain geben wollte. Sie wandte sich ab, starrte in die Ecke. Mit tonloser Stimme sagte sie: »Er stirbt ohnehin. Er stirbt langsam, aber er stirbt.«

Niko setzte sich wieder. »Ja«, sagte er düster. »Du hast recht. Darüber wollte ich mit dir reden.«

Jetzt sah sie zu ihm hin. Sein kantiges Gesicht zeigte keine Regung. Von seiner üblichen Arroganz konnte Freda keine Spur entdecken.

»Was sollen wir tun?« Diese Frage verriet seine ganze Hilflosigkeit.

»Ich ...« Freda wusste, dass sie jetzt mit der Wahrheit herausrücken musste. Auch wenn das die Lage nicht besserte. »Ich werde Basis-2 verlassen. Morgen.«

»Wohin gehst du?« Niko schien nicht zu verstehen, was sie ihm sagen wollte.

»Nach Present.«

»Present?« Er begriff. »Das ist dreitausend Lichtjahre weit weg.«

Sie nickte. »Sogar noch ein kleines bisschen weiter«, sagte sie bitter. »Aber ich habe keine Wahl. Ich bin hier, um mich von Paul zu verabschieden. Ich kann nicht bleiben.«

»Du gehst?«

Sie nickte wieder.

»Und Paul?«

Freda schwieg. Auch Niko sagte nichts. Die Stille schien sich endlos auszudehnen.

»Ich ...«

»Was?«, fragte Niko aggressiv.

»Ich dachte ...«

Freda schaute hinüber zu der Medo-Einheit. Die Anzeigen hatten sich verändert. Schnell trat sie ans Pauls Bett. In sein Gesicht war das Leben zurückgekehrt.

»Er erwacht«, sagte sie fassungslos. »Paul erwacht.«

Sektor TLB-DE02 lag über eintausend Lichtjahre entfernt von der Einflussphäre der Menschen. Und trotzdem tobte genau hier die grausamste Raumschlacht in der Geschichte dieses unseligen Krieges, in der jeden Tag mehr Menschen starben als im ganzen großen Rest der bekannten Galaxis.

»Kopf-eins«, sagte Lev Tomkin mit müder Stimme und wusste, dass der simple Code, der höchste Befehlsgewalt signalisierte, sein Bild unverzüglich auf den Bildschirmen in hunderten von Schiffen auftauchen ließ. »Kress, ziehen Sie sich zurück. Maurer, Sie sichern. Falls Sie den Feind so ablenken würden, dass wir bergen können, was noch zu bergen ist, wäre ich Ihnen dankbar. Tun Sie Ihr Bestes, bitte. Tippett, Sie attackieren in Abschnitt LFA. Feldmann folgt Ihren Schiffen – in neun Minuten und achtundzwanzig Sekunden. Bitte achten Sie alle darauf, den Auian nicht in die Quere zu kommen.«

Die Auian. Sie hatten die Menschen um Hilfe gebeten. Die Menschen waren gekommen und hatten ihre Schiffe in die Schlacht gegen die Kotmun geworfen. Schließlich kämpfte man hier gegen einen gemeinsamen Feind. Eine wirkliche Zusammenarbeit war dabei dennoch nicht entstanden.

Tomkin verfolgte die schematischen Darstellungen. Er brachte nicht mehr die Kraft auf, sich das, was dort draußen geschah, in echten Bildern anzusehen. Seine Befehle wurden ausgeführt, wenn auch nicht völlig widerspruchslos. Kress, dieser zackige Bursche, der mit allem, was er tat, nur seine Karriere im Auge hatte, reagierte genau, wie es Tomkin erwartet hatte. Er zögerte den Rückzug hinaus. Natürlich mussten sich seine Schiffe erst vom Feind lösen und konnten nicht überstürzt fliehen. Aber Kress nutzte diese Tatsache zu sehr aus. Er nahm an Abschüssen noch mit, was er kriegen konnte. *Ein oder zwei Tropfen auf dem heißen Stein – was macht das schon für einen Unterschied?*, dachte Tomkin. Aber das begriffen diese jungen Kerle nicht. Er vermerkte Kress' Handeln im Log. Burwell würde es ihm trotzdem durchgehen lassen – wieder einmal. Doch das war nicht Tomkins Problem. Er tat, was er tun musste.

Die Übermacht der Kotmun war nach wie vor erdrückend. Tomkin, der gerne ehrlich zu sich selbst war, glaubte nicht, dass die Auian zu retten waren. »Flieht«, hatte er schon mehr als einmal zu ihnen sagen

wollen, aber es natürlich nicht ausgesprochen. Das wäre subversiv gewesen – und die Auian hätten ohnehin nicht auf ihn gehört. So wenig, wie Kress es schaffte, seinen Befehlen exakt zu gehorchen. Langsam gefährdete der Mann Tomkins Strategie. Das durfte er nicht zulassen.

Tomkin schaltete sich direkt in Kress' Leitstand.

»Kommandant Kress«, sagte er. »Ich werde Sie nicht darum bitten, meinen Anordnungen endlich Folge zu leisten.«

Kress starrte ihn an. Ein arroganter Schnösel, der nicht begriff, dass man manchmal mehr gewinnen konnte, wenn man einen Schritt rückwärts machte, statt blindlings nach vorne zu preschen. »Die Schiffe, sie ...«

»Ich weiß, was Sie sagen wollen«, unterbrach ihn Tomkin. »Ich bin es leid, ersparen Sie mir also die Ausreden. Ziehen Sie sich zurück. Sofort.« Er unterbrach die Verbindung.

Kress gehorchte jetzt, wie er sehen konnte. Gleichzeitig würde der Kommandant vermutlich versuchen, Burwell zu erreichen, um Tomkins scharfer Rüge zuvorzukommen. Doch das kümmerte Tomkin nicht. Er hatte eine Schlacht zu schlagen. Auch wenn die Lage aussichtslos war.

Maurer sicherte Kress' Rückzug geschickt. Seine Schiffe feuerten nur verhalten, fast lustlos, sodass die Kotmun möglicherweise annahm, dass der Widerstand der Menschen an dieser Stelle der Front erlahmte. Das ließ auch ihr Interesse schwinden. Dies umso mehr, als Tippetts Attacke für sie überraschend kommen musste. So weit von Abito entfernt, der Auian-Welt, die es momentan zu beschützen galt, dass der tiefere Sinn dieses Angriffs nur schwer zu erkennen war.

Tomkin grinste bitter. Diese kleinen Triumphe waren alles, was ihm geblieben war.

Er sandte einige vorbereitete, standardisierte Anweisungen aus. Maurers umsichtiges Vorgehen machte es möglich, dass sich einige Schiffe um die Wracks kümmern konnten, die im zuletzt umkämpften Abschnitt havariert waren. *Vielleicht lebt noch jemand*, dachte Tomkin. Es hatte schon viel zu viele Tote gegeben. Aber auch das Material, das geborgen werden konnte, wurde dringend benötigt. Nachschubprobleme ergaben sich in diesem langen Krieg zwangsläufig. Manche Ressourcen waren knapp geworden. Von den Auian durften die Menschen in dieser Hinsicht keine Unterstützung erwarten. Die Ledernen, wie man sie nannte, hatten verständlicherweise ihre eigenen Sorgen und zudem eine merkwürdige Mentalität.

Tippetts Offensive begann vielversprechend. Der Kommandant befahl eine Flotte kleiner, wendiger Schiffe, die erst vor Kurzem an der Front eingetroffen waren. Tomkin hatte über diese Neuentwicklungen nicht schlecht gestaunt. *Not macht erfinderisch*. Die schnittigen Jäger waren nur wenig länger als fünfzig Meter, aber trotzdem zu mehr als nur zu Mückenstichen fähig. Sie waren sogar hervorragend bewaffnet, ihre Feuerkraft reichte, dank der ausgeklügelten neuen Technik, beinahe an die eines konventionellen Schlachtschiffs mit einem Durchmesser von zweihundertvierzig Metern heran. Der einzige Schwachpunkt waren in seinen Augen die Triebwerke. In den überlichtschnellen Flug, so die Meinung der Konstrukteure, sollten diese Schiffe nur im absoluten Notfall gehen. Deshalb waren sie auch nicht für die Reise durch ein Wurmloch ausgerüstet, sondern besaßen lediglich veraltete Aufriss-Aggregate aus den Anfängen der menschlichen Raumfahrt. Nach Tomkins Meinung hatte diese Methode, große Entfernungen innerhalb der Galaxis zu überwinden, auch heute noch einen gewissen Charme. So konnten sich die Jäger, die Tippet jetzt in die Schlacht schickte, zwar mit einem Aufriss aus höchster Not in Sicherheit bringen, danach waren sie aber zunächst einmal beinahe handlungsunfähig. Die Energiespeicher der kleinen Schiffe entleerten sich fast vollständig. Selbst für die Waffensysteme blieb dann kaum mehr etwas übrig.

Tomkin wusste, dass die Kotmun eine ganz ähnliche Technik zur Fortbewegung zwischen den Sternen benutzten. Das war einerseits nicht verblüffend, denn die Menschen hatten, je weiter sie in die Galaxis vorgestoßen waren, vergleichbare Triebwerksprinzipien auch bei vielen anderen Völkern kennengelernt. Andererseits erschien es Tomkin merkwürdig, dass ein aggressives und technisch zweifellos fortschrittliches Volk wie die Kotmun sich eines Antriebs bediente, den die Menschen schon vor mehr als fünf Jahrtausenden durch eine wesentlich praktischere Methode ersetzt hatten. *Würden die Lotsen die Kotmun überhaupt durch die Wurmlöcher leiten?*, fragte sich Tomkin. Er hatte keine allzu hohe Meinung von den geheimnisvollen Vogelwesen, die praktisch die gesamte moderne Raumfahrt in der Hand hatten. Aber vielleicht lag es wirklich daran. Womöglich hatten die Kotmun es versucht und waren von den Lotsen zurückgewiesen worden. Obwohl Tomkin sich nicht vorstellen konnte, dass menschliche Moral ein Wert war, der bei den Herren über die Wurmlöcher sonderlich hoch im Kurs stand.

»Jetzt«, sagte er zu sich selbst. Alle Funkkanäle waren geschlossen.

Feldmanns Attacke kam dennoch zum genau richtigen Zeitpunkt. Wie Tomkin anhand der einfachen Symbole auf seinem großen Holoschirm sehen konnte, zeigte der Angriff der Jäger Wirkung. Sie sorgten für Verwirrung unter den ungleich unbeweglicheren Kotmun-Schiffen, und sie hatten bereits eine beachtliche Zahl von Abschüssen verbucht. Jetzt stieß Feldmann hinzu, der eine Flotte von vierundfünfzig größeren Raumern befehligte. Seine Feuerkraft ergänzte sich perfekt mit der von Tippetts Jägern. Die Kotmun wurden zurückgetrieben, ein Verlust reihte sich beim Feind an den anderen. *Es nutzt nichts*, dachte Tomkin resigniert. Sie kämpften gegen diese Übermacht auf verlorenem Posten.

Wie lange war es her, dass sie Verstärkung angefordert hatten? *Zwei Monate*. Nach etwas mehr als sechs Wochen waren die Jäger eingetroffen, mehr hatte sich bis heute nicht getan. *Zu wenig. Wir werden diese Schlacht verlieren.*

Für den gesamten Krieg mochte der Ausgang der Kämpfe in Sektor TLB-DE02 wenig Bedeutung haben. Dafür dauerten die Auseinandersetzungen in der Galaxis schon viel zu lange an, waren die Verluste auf beiden Seiten zu hoch, wechselten die Fronten zu häufig. Mit Tomkins Motivation sah es anders aus. Er fragte sich immer häufiger, ob er noch einmal die Kraft aufbringen würde, eine neue Schlacht mit den Kotmun an einer neuen Front zu beginnen. Er fühlte sich müde, leer und erschöpft. Und er dachte an Redd, seine Heimatwelt. Die acht Monate, die er dort verbracht hatte, waren ihm damals langweilig erschienen. Das Gut, das ihm seine Eltern hinterlassen hatten, brauchte ihn nicht. Roboter bewirtschafteten die vielen Hektar Weinberge, deren erlesene Gewächse in der halben Galaxis unter Kennern gerühmt wurden, ein zuverlässiger Verwalter sorgte dafür, dass alles korrekt ablief, die Zahlen stimmten und sich Tomkins Reichtum vergrößerte. Er selbst wurde dafür schlicht und einfach nicht benötigt.

Ich habe es versucht, erinnerte sich Tomkin. Nicht seine erste Begegnung mit den Kotmun hatte den Ausschlag gegeben, die weite Reise in die Heimat anzutreten. Sondern Andrade. Luz Andrade, der Ment, der die Welle vom Todesmond ganz allein aufgehalten hatte und nebenbei noch gleich die Schiffe der Aggressoren vernichtete. Andrade, der ihm mit seiner unheimlichen Fähigkeit Angst einjagte. Dessen geistige Kraft größer war als alles, was Lev Tomkin in seinem langen Leben bis dahin erlebt hatte. Andrade, den er selbst, aus seiner

eigenen Entscheidung heraus, auf Eis gelegt hatte. Obwohl er damit die Verteidigung der Station schwächte und so letztlich sogar die Menschen in Basis-2 gefährdete. Nur weil er den Ment fürchtete.

Niemand hatte seinen Entschluss kritisiert. Viele hatten offensichtlich ganz ähnliche Befürchtungen wie er gehabt. Wäre Andrade tot gewesen, wäre ihm vieles leichter gefallen. Doch der Ment überlebte, und Tomkin fällte eine einsame Entscheidung. Er tötete Andrade nicht, obwohl er auch das vor seinen Vorgesetzten hätte rechtfertigen können. Er zog ihn einfach nur aus dem Verkehr, machte ihn handlungsunfähig. *Feige*, schrie noch heute eine Stimme in ihm. Er hatte es vor sich zu rechtfertigen versucht. Eines Tages würde man Andrade vielleicht wieder brauchen. *Feige*, tönte es dann wieder in ihm.

Tomkin quittierte damals seinen Dienst. Er ging zurück nach Hause, zurück nach Redd. Trat sein Erbe an. Und floh schließlich nach kurzer Zeit vor der Langeweile.

»Ich habe die falsche Entscheidung getroffen«, murmelte er vor sich hin. Redd zu verlassen, war zwar absolut richtig gewesen. Doch er scheute sich, dorthin zurückzukehren, wo er wirklich hingehörte: ins System von Basis-2, zur Station der Ments und zum Todesmond. Stattdessen landete er an verantwortlicher Stelle mitten im Krieg. Er durchquerte die halbe Galaxis, wanderte von Front zu Front, schickte Frauen und Männer in den Tod, erlebte Siege und Niederlagen. Seit sechzehn Jahren. Inzwischen war er es leid.

Tippett und Feldmann machten ihre Sache gut. In dem Abschnitt der Front, in dem die beiden mit ihren Flotten kämpften, verschwand ein rotes Symbol nach dem anderen von Tomkins Bildschirm. Jedes einzelne stand für ein Schiff der Kotmun. Seine simple Taktik entpuppte sich als Erfolg. Er fühlte trotzdem keine Genugtuung und noch weniger Freude.

Nicht weit entfernt sah es wieder ganz anders aus. Die Auian, die die Hilfe der Menschen angefordert und auch bekommen hatten, waren ein ebenso stolzes wie stures Volk. In ihre Strategie ließen sie sich nicht hineinreden. Dementsprechend kämpften Menschen und Auian zwar nebeneinander und gegen denselben Feind, aber nicht miteinander. Die Vorgehensweise der Ledernen veranlasste Tomkin immer wieder zu einem Kopfschütteln. Ihre Angriffe waren naiv, und so endeten sie auch. Er fragte sich, wann der Widerstand der Auian endgültig zusammenbrach. Dann fiel Abito als erste Welt der Ledernen in die Hände der Kotmun. Alle anderen würden unweigerlich folgen.

Tomkin kannte die Simulationen. Die mächtigen Energiefelder, mit denen die Kotmun die eroberten Planeten umgaben, waren für die Menschen und ihre Verbündeten undurchdringlich geblieben. Kein einziger dieser Schirme war jemals wieder erloschen. Niemand wusste, was dahinter geschah.

Bis heute war es nicht gelungen, den Aggressoren ein Gesicht zu geben. Der Versuch, ihre in zahlreichen Schlachten havarierten Schiffe zu entern, war immer wieder gescheitert. Die Kotmun-Raumer zerstörten sich vorher jedes Mal selbst. Restlos. Niemand wusste, wie ihre Besatzungen aussahen. Niemand ahnte auch nur, was sie antrieb. *Das, so dachte Tomkin oft, ist das Grausamste an diesem Krieg. Die Ungewissheit.*

»Kopf-eins«, sagte er. Gleichzeitig ertönte ein überraschendes Signal, ein kurzes und schrilles Pfeifen, von dem er sich aber nicht ablenken ließ. Mit einer schnellen Handbewegung startete Tomkin die Aufzeichnung, um nicht zu verpassen, was sich auf einem weiteren großen Bildschirm in seinem Rücken am Wurmloch abspielte. Doch das musste Zeit bis später haben.

»Tippett, Rückzug«, befahl Tomkin. »Überlassen Sie den Rest Feldmann. Gönnen Sie Ihren Leuten eine Ruhepause. Ihre Basis erwartet Sie.« Er zögerte kurz. Die nächste Anweisung war notwendig, wollte er weiter seiner bislang erfolgreichen Strategie folgen. Aber sie würde Opfer fordern.

»Kommandant Mastell, Abschnitt MNK. Sprengen Sie den Keil.«

So nahe wie dort waren die Kotmun Abito nirgendwo anders gekommen. Die Auian verteidigten ihre Welt mit einem Sperrriegel, der nicht mehr lange halten würde. Die Menschen würden den Kotmun jetzt an dieser Stelle in den Rücken fallen. *Vielleicht bringt es uns einen Aufschub*, dachte Tomkin. Aber wahrscheinlich würde die Attacke sinnlos bleiben. Trotzdem. Er musste es versuchen.

»Aufzeichnung wiedergeben«, sagte Tomkin, und eines der Akustikfelder nahm seinen Befehl auf. Zum ersten Mal an diesem Tag fühlte Tomkin etwas wie Hoffnung, als er das Geschehen, das sich vor wenigen Augenblicken am Wurmloch ereignet hatte, nachträglich verfolgen konnte. Die ersehnte Verstärkung traf ein. Schiff um Schiff tauchte auf. Das würde der Schlacht die entscheidende Wende geben. *Es ist doch noch nicht alles verloren.*

Dann stutzte Tomkin. Eines der Symbole, die sich langsam vom Wurmloch entfernten, passte zu keinem ihm bekannten Schiffstypen.

Und er kannte sie alle. Das hier seltsamerweise nicht. Er konnte lediglich erkennen, dass dieser Raumer deutlich größer als die gewöhnlichen Kampfschiffe sein musste.

»Was zum Teufel ...«

Ein Luftzug in seinem Rücken verriet ihm, dass er Besuch bekam. Ein Schott öffnete sich. Tomkin drehte sich um. Er staunte. Burwell, der oberste menschliche Befehlshaber in dieser Schlacht, bemühte sich sonst nicht persönlich zu ihm.

Er war einige Jahre jünger als Tomkin, aber seine militärische Laufbahn war auch deutlich geradliniger verlaufen. »Gut gemacht«, sagte Burwell. »Dank Ihres Schachzugs und dank der neuen Schiffe« – natürlich konnte er ihn nicht uneingeschränkt loben, das war Tomkin klar – »bekommen wir jetzt wieder eine echte Chance. Noch ist nicht alles verloren. Sie haben sich eine Ruhepause verdient, Lev. Hentschel übernimmt.«

»Aber ...«

»Ich bin sicher, Hentschel hat verstanden, was Sie mit der Attacke durch Mastells Flotte bezwecken, Lev. Falls Sie Zweifel haben, werde ich es ihm gerne noch einmal persönlich erklären.«

»Ich ...«

»Keine Widerrede. Vier Stunden Pause, Lev. Um exakt 1630 erwartet Sie Inspektor Rahning in Lounge C. Ich möchte, dass Sie pünktlich sind.« Er zögerte, dann fügte er hinzu: »Machen Sie es gut, Lev.« Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, drehte er sich um und ging.

Machen Sie es gut. Das klang wie: *Leben Sie wohl.* Und: ein Inspektor. Hier. Was hatte das zu bedeuten? Tomkin starrte noch einmal auf den Bildschirm. War das die Erklärung für das unbekannte Schiff? Er würde sich noch – er schaute auf sein Multifunktionsarmband – drei Stunden und siebenundfünfzig Minuten gedulden müssen.

Tomkin blickte noch einmal auf sein Kommandopult. Hentschel hatte längst übernommen. Wie es aussah, führte er seine Strategie fort. Tomkin bezweifelte, dass er selbst noch einmal hierher zurückkehren würde.

Inspektor Rahnings Kabine war größer als jeder andere private Raum an Bord der *Aberbach*, aber ohne jeglichen Luxus, abgesehen von dem üppig gepolsterten Sessel, in dem er gerade saß. Den meisten Platz nahm die technische Ausrüstung ein. In dieser Hinsicht war die Kabine besser ausgestattet als die eigentliche Kommandozentrale des Schiffes.

Veeveere Ci Jakob fühlte sich in der Gegenwart des Inspektors unbehaglich. Das lag vor allem daran, dass er in seinem jungen Leben zwar bereits jede Menge Informationen über das Volk der Menschen und ihre Geschichte gesammelt hatte, dass er mit diesen Wesen selbst bislang aber kaum zusammengetroffen war. Deshalb bereitete es ihm auch immer wieder Schwierigkeiten, sein Gegenüber richtig einzuschätzen. Rahnings Gesichtsausdruck und Körperhaltung gaben ihm auch jetzt Rätsel auf. *Ich muss meine Studien dringend auf diesen Punkt fokussieren*, dachte der Cin. Aber das hatte er schon oft tun wollen. Es fehlte ihm einfach an der Zeit dafür.

Mehr noch als der Inspektor irritierte ihn die Anwesenheit des Mädchens. Die Daten, die Veeveere Ci Jakob über die junge Frau hatte, die sich Marty nennen ließ, waren spärlich. Soweit der Cin wusste, war Marty eigentlich ein männlicher Vorname; nur eines von vielen Rätseln, das er noch nicht hatte lösen können. Alles an ihr schien ein Geheimnis zu sein. Ihre glatte und reine Haut bildete einen deutlichen Kontrast zu den vielen Falten, die das Gesicht des Inspektors bedeckten. *Rahning ist alt*, schätzte Veeveere Ci Jakob, *Marty noch sehr jung*. Er sah sie heute erst zum zweiten Mal. Und sie war ihm unheimlich.

»Nun, Jakob«, sagte der Inspektor. »Was haben Sie herausfinden können?«

Der Cin hatte diese respektlose Anrede in den vergangenen Tagen schon oft genug aus dem Mund Rahnings hören müssen. Trotzdem zuckte er auch jetzt wieder zusammen und verspürte einen Anflug von Empörung, den er nur mühsam niederkämpfen konnte. Natürlich war der Inspektor der Höhergestellte. Er verfügte über alle Befehlsgewalt, die sich Veeveere Ci Jakob nur vorstellen konnte, während der Cin lediglich ein kleiner Historiker war, dessen Bedeutung für diese Mission als verschwindend gering eingestuft werden musste – falls er überhaupt eine Bedeutung erlangen würde und letztlich nicht nur irrelevante Daten zusammenstellte. Dennoch war es selbst für den menschlichen Inspektor alles andere als schicklich, seinen Namen dergestalt zu verkürzen.

Veeveere Ci Jakob schluckte seinen Ärger hinunter. Seit er sich entschieden hatte, unter Menschen zu leben, war ihm das häufig genug widerfahren. Dennoch würde er sich nie daran gewöhnen. Aber er wusste auch, dass er nur bei den Menschen seinen grenzenlosen Wissensdurst würde stillen können. Das trieb ihn an. Es ließ ihn auch über einiges hinwegsehen.

Er konnte jedoch nicht verhindern, dass seine Augenlider für einen Moment zuckten. Ein verräterischer Ausdruck seines unterdrückten Ärgers, den hier glücklicherweise niemand deuten konnte. Oder doch? Veerveere Ci Jakob sah, dass das Mädchen kurz die Lippen verzog. *Ein Lächeln. Sie hat verstanden, was ich fühle.* Das erhöhte seinen Respekt vor der jungen Frau. Und es machte sie ihm noch unheimlicher.

Eine Bewegung auf einem der zahlreichen Holofelder in der Kabine des Inspektors lenkte ihn von Marty ab. Unwillkürlich musste er hinsehen und erkannte ein kleines Schiff, das sich langsam von der *Aberbach* entfernte. Das mussten die beiden Lotsen sein, die sie durch das Wurmloch geleitet hatten. Der Durchgang war problemlos vonstattengegangen. Jedenfalls war Veerveere Ci Jakob nichts anderes zu Ohren gekommen. Er selbst hatte den Flug durch das Wurmloch wie immer und wie die größten Teile der Besatzung in künstlicher Bewusstlosigkeit verbracht. Nur wenige Lebewesen waren in der Lage, den Durchflug im Wachzustand zu bewältigen. Der Cin schauderte beim Gedanken an die Berichte, die er über die verschiedensten Vorfälle – auch aus seinem eigenen Volk – gehört und gelesen hatte. Er warf einen letzten Blick auf den Bildschirm und konzentrierte sich dann wieder auf die Frage des Inspektors.

»Wir sind sehr spät dran«, sagte der Cin.

»Das ist mir bewusst«, erwiderte Rahning. »Was auch immer dort geschehen ist, hat sich vor inzwischen achtzehn Jahren abgespielt. Eine sehr lange Zeitspanne. Fast wäre der Bericht für immer in den Mühlen der Bürokratie verschwunden. Aber ...«

»Das meine ich nicht«, unterbrach ihn Veerveere Ci Jakob, gleich darauf selbst erstaunt über diese Kühnheit, sodass er den Faden verlor. »Ich ... ich ...«

»Sprechen Sie, Jakob.« Rahning ließ nicht erkennen, ob er dem Cin den Einwurf übel nahm. Aber, rief sich Veerveere Ci Jakob seine mangelhaften Kenntnisse in Erinnerung, da mochte er sich auch täuschen. Er riss sich zusammen.

»Ich bin auf eine Spur gestoßen. Andere Dinge, die weit vorher passiert sind.«

»Was hat diese vermeintliche Spur mit dem Todesmond und dem Ment namens Andrade zu tun?«, fragte Inspektor Rahning, ohne eine Gefühlsregung zu zeigen.

»Das weiß ich noch nicht.«

»Dann würde ich mir wünschen, dass Sie endlich zur Sache kommen.«

»Lassen Sie ihn«, mischte sich Marty ein. »Ich spüre, dass es wichtig ist, was er zu sagen hat.«

Veerveere Ci Jakob war überrascht. Er wartete gespannt auf die Reaktion des Inspektors. Rahning sah das Mädchen nur an, dann nickte er.

»Erzählen Sie uns, was Sie wissen, Ci Veerveere. Alles.« Marty hatte die ihm gebührende Anrede wählte. Ihm wurde bewusst, dass in dieser jungen Menschenfrau wesentlich mehr steckte, als er bislang vermutet hatte.

»Alles, Jakob«, forderte ihn auch der Inspektor auf.

Der Cin nestelte mit den vier Fingern seiner linken Hand nervös an dem strohfarbenen Zopf, der verhinderte, dass ihm die Stirnhaare ins Gesicht fielen. Es behagte ihm nicht, im Mittelpunkt zu stehen. Also musste er *Klartext* reden, wie die Menschen zu sagen pflegten. Er gluckste erheitert, wurde dann aber sofort wieder ernst.

»Die Geschehnisse, die sich vor achtzehn Jahren ereignet haben, sind soweit lückenlos aufgearbeitet. Was uns in dieser Hinsicht noch fehlt, wird Lev Tomkin ergänzen können.«

»Falls wir ihn lebend antreffen«, brummte Rahning.

Veerveere Ci Jakob zuckte zusammen. Die Bemerkung des Inspektors machte ihm wieder einmal deutlich, wie schlimm es eigentlich stand. Über seinen historischen Studien vergaß er oft die Realität.

»Er wäre die beste Quelle«, sagte der Cin. »Aber es gibt auch noch andere, die den damaligen Angriff der Kotmun miterlebt haben.«

»Dann warten wir, was dieser Tomkin zu sagen hat. Falls er etwas zu sagen hat. Und was ist mit dieser ... anderen Sache?«

»Das Fünf-Planeten-System, auf dem unser Augenmerk liegt, hat heutzutage seltsamerweise keinen Eigennamen«, leitete Veerveere Ci Jakob seine Erläuterungen ein. »Es ist uns nur unter zwei verschiedenen Nummern bekannt, die sich aus den beiden Katalogen ergeben, die zum Zeitpunkt der jeweiligen Besiedlung des einzigen bewohnbaren Planeten gerade aktuell waren.«

»Sie schweifen ab.«

Marty sagte im Gegensatz zu Rahning nichts, starrte ihn aber an.

Veerveere Ci Jakob ließ sich von beiden nicht irritieren. Wäre er ein Mensch gewesen, hätte er den Kopf geschüttelt. So rollte er nur mit dem rechten Augenlid.

»Wenn meine Nachforschungen richtig sind«, fuhr er fort, »ist unser Kenntnisstand über diese Welt, auf der sich die Stadt namens Basis-2 befindet, extrem lückenhaft. Ich glaube, schon in Kürze den Beweis dafür gefunden zu haben, dass dieser Planet bereits vor den beiden Besiedlungen, die von Menschen durchgeführt wurden, bewohnt war.«

»Sie wollen behaupten, wir hätten die Eingeborenen vertrieben? Ausgelöscht?«

In einer perfekt menschlichen Geste hob Veerveere Ci Jakob beide Hände. Innerlich fühlte er sich weit weniger gelassen, als er sich in diesem Augenblick gab. Als Historiker wusste er ganz genau, dass die Menschen früher, während sie ihre ersten Schritte weg von ihrem Heimatplaneten hinaus ins Weltall gemacht hatten, meist überhaupt nicht zimperlich agierten. Außerdem war er Angehöriger eines Volkes, das die Auswirkungen dieser aggressiven Expansion am eigenen Leib hatte verspüren müssen. Auch wenn das eine lange, lange Zeit zurücklag – manches konnte niemals vollständig vergessen werden. Das erklärte, aus einem anderen Blickwinkel, auch Rahnings wütende Reaktion.

»Nein«, sagte der Cin. »Wenn ich mich nicht täusche, waren die Eingeborenen dieser Welt zum Zeitpunkt der ersten Besiedlung durch Menschen bereits mehr oder weniger spurlos verschwunden. Die Frage ist, wie es dazu kam.«

»Der Todesmond.« Rahning musste nicht lange überlegen, um eine mögliche Erklärung parat zu haben. »Er hat auch die ersten Siedler ausgelöscht, nicht wahr?«

»Ja«, stimmte Veerveere Ci Jakob zu, schränkte aber gleich ein: »Ja und nein. Was auch immer es ist, das auf diesem Mond die tödlichen Hasswellen aussendet: Es hat zweifellos die Menschen getötet, die als erste Siedler in Basis-1 lebten. Doch ich frage mich, ob es nicht auch für das Aussterben der eingeborenen Rasse dieser Welt verantwortlich ist.«

»Sie sprechen in Rätseln«, sagte der Inspektor.

»Das Problem sind die langen Zeiträume und die unterschiedlichen Sternenkataloge. Jener Sektor ist offensichtlich nie jemandem als sonderlich bedeutend erschienen. Deshalb fand auch keine Abgleichung der Daten statt, die sich heute, viele Jahre später, als sehr schwierig darstellt, da ich auch, was manche der als Referenz angegebenen Sonnen und Welten angeht, noch im Dunkeln tappe.« Der Cin freute sich, dass er das menschliche Wortspiel so spontan über die Lippen

gebracht hatte. Er lernte langsam, wie ein Mensch zu denken. »Das alles macht es schwierig. Ich fürchte, ich muss Sie noch um ein paar Tage Geduld bitten, Inspektor.«

Rahning wirkte nicht besonders erfreut. »Ich habe das Gespräch mit Tomkin bereits vereinbaren lassen. Er wartet im Kommandoschiff Burwells auf mich. Ich gehe davon aus, dass wir danach unverzüglich weiterfliegen können. Wenn uns die Lotsen nicht noch länger aufhalten, als sie das üblicherweise tun, werden wir in zwei Tagen den Todesmond sehen.«

Auf einem der Holofelder entdeckte Veerveere Ci Jakub jetzt das riesige Schiff, in dem sich dieser Tomkin befinden musste. Es hatte die Grundform eines Zylinders, wie die normalen Kriegsschiffe auch. Doch es besaß nicht nur wesentlich größere Dimensionen – der Cin hatte oft Schwierigkeiten, in menschlichen Maßen zu denken, meinte aber, irgendwo etwas von einer Länge von sechshundert Metern gelesen oder gehört zu haben –, sondern war auch durch zahlreiche Aufbauten so verändert worden, dass es ungewohnt fremdartig wirkte. Auf den ersten Blick hätte es, wenn auch nicht in dieser Größe, beispielsweise ein Raumer der Auian sein können, in deren Einflussphäre sie sich jetzt befanden und die ihre unkonventionellen Schiffe aus allem zusammenzubauen schienen, das ihnen gerade in den Sinn kam oder in die Hände fiel. Veerveere Ci Jakub sah, dass Burwells Kommandoschiff sich weit hinter den Linien der eigentlichen Front befand. *Natürlich*, dachte er. *Hier wird nicht gekämpft, hier werden die Entscheidungen getroffen*. Einen Verlust dieses Schiffs und seiner Besatzung konnten sich die Menschen kaum leisten. Der Cin fand es beruhigend, dass sie während der Unterhaltung mit Tomkin aller Wahrscheinlichkeit nach nicht in die Kämpfe verwickelt werden würden. In diesem Punkt war er keinesfalls ein typischer Vertreter seines Volkes. Veerveere Ci Jakub fühlte sich durch und durch als Wissenschaftler. Eine Waffe würde er nur anrühren, wenn es nicht anders ging.

Der Inspektor stützte sich mit den Ellenbogen auf den Lehnen seines Sessels auf, sodass er größer wirkte, als er eigentlich war. »Reicht Ihnen das, Jakub?«

Wieder hätte der Cin gerne den Kopf geschüttelt. So sagte er nur: »Das wird eng, Inspektor. Sehr eng. Wenn ich meine ganze Zeit ...«

»Unmöglich«, unterbrach ihn Rahning. »Ich möchte, dass Sie bei dem Gespräch mit Tomkin dabei sind, Jakub. Du ebenso, Marty. Wir alle werden mit diesem Mann in den kommenden Tagen und vielleicht

sogar Wochen viel zu tun haben. Er ist unser Schlüssel zu diesem Ment. Ich möchte, dass wir alle uns einen möglichst sorgfältigen Eindruck von ihm verschaffen.«

»Dann ...«

»Geben Sie sich trotzdem Mühe, Jakob. Übrigens: Von was für einem Zeitraum sprechen wir hier? Wann sollen sich diese Dinge ereignet haben, die Sie bislang nur andeuten?«

Veerveere Ci Jakob hatte die ganze Zeit auf diese Frage gewartet. Dennoch fiel ihm die Antwort nicht leicht. »Tausend Jahre«, sagte er. »Es ist vermutlich etwas mehr als tausend Jahre her, Inspektor.« Er verknipte sich alle weiteren Ausführungen. Dafür benötigte er zunächst absolut verlässliche Daten. Was er behauptete, musste nachweislich stimmen. Denn es würde dem Inspektor überhaupt nicht gefallen, welche unrühmliche Rolle das menschliche Volk damals gespielt hatte. Veerveere Ci Jakob richtete sich schon jetzt auf unerfreuliche Tage ein.

Tomkin nutzte die Ruhepause, die ihm von Burwell verordnet worden war, für zwei Dinge. Er suchte seine Kabine auf und packte dort die wenigen Habseligkeiten zusammen, die ihn bislang auf allen Stationen seines Lebens in den verschiedensten Winkeln der Galaxis begleitet hatten. Drei Bücher, gedruckt auf echtem Papier, eine Seltenheit heutzutage. Der Roman und die beiden schmalen Gedichtbände stammten von Jenner Evan, einem Mann, der schon vor über siebenhundert Jahren über die Schönheiten von Redd, Tomkins Heimatwelt, geschrieben hatte. Unter Liebhabern der einheimischen Literatur hatte der Buchdruck in Tomkins Jugend eine kurze Renaissance erfahren. Sein Vater, seit jeher ein Bewunderer der schönen Künste, schenkte ihm die drei edel gestalteten Bände. Damals hatten sie Tomkin nicht viel bedeutet, und doch nahm er sie mit auf seine Reisen hinaus zu den Sternen. Heute waren sie ein Stück Heimat für ihn. Sie würden ihn begleiten, wohin auch immer sein Weg führte. Ein fingernagelgroßer Datenspeicher mit der Musik seiner bevorzugten Komponisten – nichts, was sich üblicherweise in den allgemein zugänglichen Sammlungen der Flottenschiffe finden ließ –, ein Bündel liebgewonnener Kleidungsstücke, die ihm die Automaten so nicht reproduzieren würden, ein alter Holomat, der wieder und wieder eine dreißig Sekunden lange Szene zeigte, in der sich Loora, seine erste und einzige Liebe, vorbeugte und ihm einen Kuss zuwarf. Mehr brauchte er nicht. Alles andere war ersetzbar.

Gleichzeitig verfolgte Tomkin über sein Multifunktionsarmband den weiteren Verlauf der Schlacht. Die Holos, die das Gerät in den Raum

hineinprojizierte, verschafften ihm längst nicht den Überblick, den er in seiner Kommandozentrale hatte. Immerhin konnte er aber sehen, wie sich Hentschel schlug.

Nicht schlecht. Der Mann war kein Anfänger, wenn ihm auch – in diesem Punkt neigte Tomkin nicht zur Bescheidenheit – seine eigenen brillanten Schachzüge abgingen. Dennoch: Hentschel hatte begriffen, was Tomkin wollte, und er mühte sich nach Kräften, diese Strategie fortzuführen. Dank der Verstärkung, die endlich eingetroffen war und sich inzwischen bereits mitten in der Schlacht tummelte, hatte sich die Waagschale jetzt wieder in die andere Richtung geneigt. Die Niederlage, die Tomkin wochenlang nur hinausgezögert hatte, konnte womöglich abgewendet werden. Ob es zum Sieg reichte, würde sich zeigen.

Vielleicht werde ich es nie erfahren, dachte Tomkin. Noch hatte er keine Ahnung, was den Ausgang der Unterredung mit dem Inspektor betraf.

Er legte das kleine Bündel mit seinen Habseligkeiten gut sichtbar aufs Bett. *So viel Zeit müssen sie mir lassen.* Es würde sich jemand finden, der den raschen Transport der Sachen veranlasste. Dann sah er sich noch einmal in dem kleinen Raum um. Ohne Wehmut ging er hinaus.

Lounge C befand sich auf demselben Deck des Kommandoschiffs wie seine Kabine. Er hatte nicht weit zu laufen. Die Holos, die ihm die Schlacht zeigten, begleiteten ihn. Ihnen galt Tomkins ganze Aufmerksamkeit. Über alles Weitere machte er sich im Moment keine Gedanken. Er zuckte zusammen, als er ein Schiff explodieren sah, getroffen von den Waffen mehrerer Kotmun-Raumer. *Es werden noch viele sterben.* Er konnte daran nichts ändern.

Das Schott öffnete sich vor ihm, mit einem sanften Druck auf das Armband ließ Tomkin die Holos in sich zusammenfallen. Jetzt musste er sich notgedrungen anderen Dingen zuwenden. Er war leidlich gespannt, was der Inspektor zu sagen hatte.

Die Lounge war beinahe leer. Nur drei Personen befanden sich darin.

»Ich grüße Sie, Inspektor Rahning«, sagte Tomkin zu dem Mann, der sich am Kopfende eines der Tische in einem bequemen Sessel niedergelassen hatte. Rahnings Anblick überraschte ihn nicht. Der Inspektor hatte graues Haar, ein von Falten übersätes Gesicht, jedoch wache Augen. *Ein alter Mann, aber kein Auslaufmodell.* Fast wie

Tomkin selbst. Seine gekrümmte Sitzhaltung deutete allerdings darauf hin, dass der Körper des Inspektors mit seinem Geist nicht mehr ganz Schritt halten konnte.

»Treten Sie näher, Stratege Tomkin. Setzen Sie sich zu uns«, erwiderte Rahning.

Nur der Inspektor saß. Seine Begleiter standen in respektvollem Abstand hinter ihm. Im Gegensatz zu Rahning schafften es beide, Tomkin zu verblüffen. Er bemühte sich, sie nicht allzu offensichtlich anzustarren, merkte aber auch, dass es ihm nicht so recht gelang.

Er setzte sich, eine Grußfloskel murmelnd.

Das Wesen, das rechts hinter dem Inspektor an der Wand lehnte, war unzweifelhaft ein Cin. Es war kaum mehr als einen Meter groß mit dem typischen gedrungenen Körperbau seiner Art und auffallend kurzen Beinen, die nicht einmal halb so lang wie die eines Menschen waren. Wirklich fremd wirkten die Cin aber wegen ihrer Gesichter: Die beiden großen Augen nahmen fast zwei Drittel der Fläche ein. Sie verwirrten den Betrachter zudem, weil das eine etwas höher stand als das andere, mehr in Richtung der Stirn, was dem Gesicht eines Cin einen sehr unsymmetrischen Ausdruck verlieh. Aus den Augen leuchteten sichelförmige Pupillen giftgrün und darüber wölbten sich schwere, fingerdicke Lider, die meist bis zur Mitte des Sehorgans zugekniffen waren. Der Mund wirkte dagegen unscheinbar klein, ein Riechorgan konnte Tomkin nicht erkennen. Oben am Schädel wuchsen kurze Stoppelhaare, nur aus der Stirn wölbte sich ein längeres, strohfarbenes Haarbüschel, das der Cin zu einem starren Zopf nach oben gebunden hatte.

Das Mädchen war auf den ersten Blick weitaus weniger außergewöhnlich. Doch das täuschte: Tomkin erkannte, dass die Frau blutjung war. Er konnte nicht einschätzen, von welcher Welt sie stammte, deshalb ließ sich natürlich auch ihr Alter nur schwer bestimmen. Aber sie war definitiv zu jung für einen Posten bei der Flotte. Sie hatte schwarzes Haar, ein unauffälliges Gesicht, einen knabenhaft schlanken Körper – und wirkte selbstbewusst, als sei sie die Befehlshaberin, nicht der Inspektor. Ein Geheimnis umgab sie, da war sich Tomkin sicher.

»Ich darf Ihnen meine beiden Begleiter vorstellen«, sagte der Inspektor höflich. »Veerveere Ci Jakob ist ein Cin, wie Sie unschwer erkannt haben werden. Als Historiker leistet er uns wertvolle Dienste.«

Tomkin fragte sich, wen Rahning mit »uns« meinte.

»Marty ist ...« Rahning hustete kurz. »Sie ist ... eine Ment.«

Eine Ment. Tomkin starrte das Mädchen überrascht an. *Was hat das zu bedeuten?* Unwillkürlich glitten seine Gedanken ab in die Vergangenheit.

»Damit ahnen Sie vermutlich, warum ich mit Ihnen sprechen wollte.«

»Die Ment ... der Todesmond ...«, brachte Tomkin hervor. »Das ist lange her.«

Rahning nickte. »Wir werden dennoch dorthin fliegen. Ich möchte, dass Sie uns haargenau schildern, wie sich damals alles abgespielt hat.«

»Ich werde Sie begleiten.« Das war keine Frage und keine Forderung, sondern eine simple Feststellung. Der Inspektor nickte erneut.

Wo anfangen? Tomkin erinnerte sich sehr gut, an viel zu viel. »Ich übernahm die Station im Jahr 8212 ...«

»Das wissen wir, ersparen Sie uns lange Vorgeschichten. Konzentrieren Sie sich auf die letzte Attacke des Todesmondes, als auch die Schiffe der Kotmun ins System kamen und vernichtet wurden. Von diesem ...?«

»Andrade. Sein Name war ... ist Luz Andrade.«

»Er lebt noch?«

»Das nehme ich an.«

»Erzählen Sie.«

Tomkin erzählte. Er berichtete davon, dass ihm Andrades großes Talent früh aufgefallen war. Von der Frau Garca, die er von der Station hatte schicken müssen. Wie Andrade desertierte, um ihr zu folgen. Und wie er im Augenblick der größten Not, nachdem er furchtbar verraten worden war und gemerkt hatte, dass er nur benutzt werden sollte, schließlich auf die Station zurückkehrte. Wie er diese und die Menschen in Basis-2 vor den tödlichen Hasswellen des Todesmondes rettete und dabei gleichzeitig die Schiffe der angreifenden Kotmun zerstörte. Wie die Angst um sich griff. Die Angst vor Andrade und seinen unheimlichen, übergroßen Fähigkeiten.

»Sie haben ...«

»Ich habe ihn aus dem Verkehr gezogen«, sagte Tomkin und fühlte dabei einen kleinen Stich im Herz. »Er liegt in einem Kryotank und ist zur absoluten Inaktivität verdammt. Alles andere erschien mir zu riskant. Ich habe mich dabei nicht gut gefühlt, glauben Sie mir. Aber mir blieb keine andere Wahl. Zumindest habe ich keine Alternative erkennen können.«

»Sie hätten ihn töten können.« Rahning schaute ihm direkt in die Augen.

Tomkin hielt dem Blick des Inspektors stand. Er schüttelte den Kopf. »Ich habe daran gedacht, tatsächlich. Einige schlaflose Nächte lang, mich dann aber dagegen entschieden.« Er stand auf, ging ein paar Schritte vom Tisch weg.

»Es ... Es wäre eine Verschwendung gewesen. Natürlich: Andrade könnte zur Gefahr werden, sollte er sich gegen uns stellen. Aber ... Er ist ein großes Talent. Er hat unbeschreibliche Kräfte. So etwas habe ich niemals zuvor erlebt. Ich konnte, ich durfte ihn nicht töten. Das wäre unverantwortlich gewesen. Eines Tages mag die Zeit kommen ...«

Er wandte sich wieder Rahning und dessen beiden Begleitern zu. »Vielleicht brauchen wir ihn dann.« Tomkin setzte sich wieder auf seinen Stuhl. Er schwieg. Das meiste, was er gesagt hatte, war die Wahrheit gewesen. Nur einen Punkt hatte er verschwiegen: seine Dankbarkeit gegenüber Andrade. Denn schon allein die Tatsache, dass dieser eine ganze Welt mit ihren Bewohnern sowohl vor dem Todesmond als auch vor den Kotmun gerettet hatte, war Grund genug, ihn nicht zu töten. Auch wenn er ein Ungeheuer sein mochte, oder es irgendwann werden würde.

»Glauben Sie das wirklich?«, meldete sich das Mädchen erstmals zu Wort. Sie hatte eine sehr kindliche Stimme.

»Was?«, fragte er verwirrt.

»Dass er uns helfen wird, wenn wir ihn brauchen? Trotz allem, was ihm angetan wurde?« Sie wirkte sehr ernst. Tomkin beschloss, sie auf keinen Fall zu unterschätzen.

Er zögerte. »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Vielleicht, wenn es gelingt, ihn davon zu überzeugen, dass es sich um eine gute Sache handelt.«

Rahning klatschte in die Hände. Tomkin sah, dass der Cin, der die ganze Zeit nur zugehört hatte, erschrocken zusammenzuckte. »Gut«, sagte der Inspektor. »Das sollte vorläufig reichen. Wir haben später noch Zeit genug für weitere Unterhaltungen. Fliegen wir.«

Ende der Leseprobe